

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(16. Fortsetzung.)

Georg ritt langsam den Weg, den er gekommen, zurück, das Herz aber mit anderen Gedanken erfüllt als denen, die er so toll und wild auf schraubendem Rosse in den Wald hinausgetragen. Es war die Jugendzeit, die liebe, holde Jugendzeit, die wieder vor seinem innern Bilde emportauchte, und doch auch brachte sie kein Lächeln auf die zusammengepreßten Lippen, doch drängte sie keine Freudenthräne in das fest und starr auf dem Wege hantierende Auge. Erst als sich der Wald lichte, sah der Reiter wieder auf, und durch seine Umgebung zur Gegenwart zurückgeführt, lenkte er sein Pferd hinter dem Dorfe weg, um unten am See nach seinen Arbeitern zu schauen. Er fühlte sich noch nicht ruhig genug, nach Hause zurückzukehren.

Die Straße selber, als er sie endlich erreichte, war heute außerordentlich belebt, und er erinnerte sich jetzt, gehört zu haben, daß an diesem Abend im Stern zu Schildheim eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die einzige Tochter des Wirtches heiratete hinüber nach Oeldorf, und der Vater hatte bestimmt, die Feierlichkeit mit einem solennem Schmaus und Tanz zu beschließen, zu dem eine Menge Verwandte und Gäste aus Oeldorf so wohl, wie aus Schildheim selber geladen waren.

Eine Strecke hinter dem Dorfe sah der Reiter einen Knäuel Menschen auf der Straße stehen, die um ein umgeworfenes Fuhrwerk versammelt waren. Fast unwillkürlich lenkte er sein Pferd dorthin, und entdeckte bald einen vornehm aussehenden Herrn, der in Reifelleidern neben einem zerbrochenen Wagen stand. Das linke Hinterrad war in Stücken, augenscheinlich an einem der Beigefahrer zerfallen und lag im Straßengraben, während ein Kutscher mit Hilfe des Bedienten und einiger gefälligen Bauern bemüht war, das Riemenzug der Pferde wieder in Ordnung zu bringen. Der Reisende selber bestimmte sich jedoch weder um Pferde noch Wagen, sondern schien nur damit beschäftigt, seinen etwas beschmutzten und sogar beschädigten Rock wieder zu reinigen, wie die Stöße ungeheuren zu machen, die sein Hut, wahrscheinlich beim Herausfallen aus dem Wagen, erhalten hatte.

Durch die Umstehenden, die Georg kannten, wurde er jedoch auf den Knäuel aufmerksam gemacht, und wandte sich jetzt höflich gegen diesen.

„Herr v. Genseln — wie ich höre, ist das Ihr Name — ich bedauere sehr, mich Ihnen in dieser Situation und diesem Zustande vorstellen zu müssen; mein Name ist Baron v. Zühbig, und ich bin hier auf abominable Art mit meinem Geschirre erst fest und dann auseinander gefahren. Könnten Sie uns nicht helfen lassen, daß wir wenigstens mit dem Wagen das dort liegende Dorf erreichen?“

„Das kann ich allerdings, Herr Baron“, erwiderte Georg, „und es thut mir leid, daß Sie der Unfall hier betroffen hat. Ich begreife freilich nicht, wie es auf der trocknen Straße möglich war.“

„Ein Leitwagen voll junger Bauern kam in gestreifter Carriere hinter uns drein“, erzählte der Baron. „Die jungen übermüthigen Burschen, die wahrscheinlich zu irgend einem Feste gehen, jauchzten und schrien und schwenkten die Hüte, meine Pferd scheuten dadurch etwas zur Seite, das Vorderrad vertrieb jenen Stein, aber das Hinterrad wurde dagegen gerissen, brach wie Glas und warf mich in diesem Zustande, wie Sie mich hier erblicken, in den Graben hinein.“

„Ich bedaure Sie innig; die Leute haben heute im Dorfe eine Hochzeit und sind dabei gern ein wenig laut; aber ich darf Sie nicht länger als nöthig hier auf der Straße lassen. Dort drüben arbeiten meine Leute — die Hinterräder Ihres Wagens sind ziemlich hoch; ich denke, eins von meinen Schlammwagen kann Ihr Geschirre wenigstens bis zum Dorfe bringen, und dort werde ich Sorge tragen, daß Ihr Schade, trotz der Hochzeit heute, augenscheinlich wieder verbessert wird. Entschuldigen Sie mich nur auf wenige Minuten, ich bin gleich wieder bei Ihnen.“

Und damit wandte er sein Pferd und ritt in scharfem Trab über die Wiese hinüber der Stelle zu, wo seine Leute arbeiteten, um diese zur Hilfe des beschädigten Wagens herbeizuholen. Er kehrte auch bald mit ihnen zurück. Das Fuhrwerk wurde wieder so weit in Stand gesetzt, die kurze Strecke bis zum Dorfe wenigstens zusammen zu halten, und Georg, der sein Pferd jetzt am Zügel führte, schritt neben dem Fremden auf der Straße hin.

Er selber kam aber dabei nicht viel zu Wort; der Fremde, der außerordentlich witzig und schief, richtete hundert Fragen an ihn, ohne ihm jedoch Zeit zu lassen, auch nur eine genügend zu beantworten, und interessirte sich besonders dafür, zu erfahren,

ob es hier in nächster Nähe nicht irgend eine Stadt oder ein Städtchen gäbe, das er heut Abend noch erreichen könnte und in dem Theater gespielt würde.

Das war allerdings nicht der Fall, und der Fremde, der um den Preis, woher seinen zerbrochenen Wagen heute im Stiche gelassen hätte, sah sich jetzt genöthigt, diesem wieder seine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie hatten nämlich das Dorf erreicht, und der Schmied erklärte sich mit dem Wagen- oder Stellmacher, wenn auch im Anfange nach entschiedenem Weigern, doch endlich bereit, die nöthige Reparatur sofort vorzunehmen, und daß die Leute rasch arbeiten würden, dafür bürgte die Hochzeit, zu der sie Beide eingeladen waren.

Jetzt galt es, dem Fremden Unterkommen im Gasthause zu verschaffen; das war aber entschieden unmöglich und jedes Winkeln im Hause, bis in die Ställe hinein, besetzt. Nicht einmal Kutscher und Pferde konnten dort untergebracht werden. So ungenügend Georg gerade bei einem Fremden that, sah er sich doch endlich genöthigt, ihm für die Nacht — denn an ein Weiterreisen ließ sich nicht denken — seine Gastfreundschaft anzubieten, die in dessen von dem Fremden, wenn auch erst nach scheinbarem Sträuben und tausend nichtsagenden, meist französischen Phrasen von „Stören“ und „zur Last fallen“, angenommen wurde. Den Wagen hatte man indessen den betreffenden Handwerker übergeben, der Kutscher führte die Pferde in das Gut voran, der Bediente folgte mit dem Nöthigsten, was sein Herr für die Nacht brauchte — und das war mehr, als er allein tragen konnte —, das übrige Gepäck hatte der Wirth in sein eigenes Zimmer gestellt, und die beiden Herren schritten jetzt ebenfalls plaudernd zum Gute hinauf, wo Georg die Wirthschafterin rufen ließ und ihr auftrag, augenscheinlich ein der Fremdenzimmer für den Gast herzurichten.

Das war bald geschehen, und Baron v. Zühbig wurde in Stand gesetzt, seine Toilette mit ängstlicher Sorgfalt, wie er es stets gewohnt war, zu vollenden. Bis dahin konnte auch das Abendbrod bereitet sein, und zwar heute nur für die beiden Gatten und den Fremden. Der alte Mäkler hatte gebeten, auf seinem Zimmer essen zu dürfen, und die Erzieherin trant überdies jeden Abend mit Josephinen den Thee auf dem ihrigen.

Georgine war von dem unerwarteten Besuch rechtzeitig in Kenntniß gesetzt worden und eben mit ihren Anordnungen in Küche und Keller, wie mit ihrer eigenen Toilette fertig geworden, als Herr v. Zühbig, von Georg geführt, ihr Zimmer betrat und sich ihr mit seiner zierlichen Verbeugung nahte.

„Gnädige Frau, ich muß unendlich bedauern, wenn auch die ungeschuldige, doch die Ursache zu sein, die Sie heut Abend Ihrer gewohnten Bequemlichkeit und ungehörten Häuslichkeit entreißen, um einem Fremden Gastfreundschaft zu erweisen, aber Ihr Herr Gemahl war...“ Er blieb plötzlich mitten in der Rede stehen und sah die Dame erstaunt und forschend an, die aber ruhig lächelnd erwiderte:

„Lassen Sie sich das nicht stören, Herr Baron. Wir auf dem Lande sind einmal darauf eingerichtet, Nachbarn und Freunde, die uns besuchen, auch bei uns zu beherbergen. Freilich müssen Sie Rücksicht mit uns haben, denn die Zeit war ein wenig kurz.“

„Gnädige Frau — ich“, stammelte Herr v. Zühbig, „ich weiß wirklich nicht — ob ich — ob ich nicht schon früher das — das Vergnügen hatte...“

„Der Baron wird süßlich nehmen“, unterbrach ihn Georg, „ein Reisender ist darauf eingerichtet, oft in irgend dem ersten, besten Wirthshause zu campiren, und die Bequemlichkeiten sind dort auch nicht immer ausgesuchter Art. Im Stern unten hätten Sie es keinesfalls besser gefunden, und wahrscheinlich noch außerdem die ganze Nacht vor tosender Musik kein Auge schließen können.“

„Gewiß — gewiß“, stammelte der Baron, „aber — Sie verstehen wohl meine Zubringlichkeit — doch nein, es ist nicht möglich — und doch — Herr v. Genseln — Sie müssen mich wahrhaftig entschuldigen — diese — diese...“

„Was ist Ihnen? Sie scheinen ganz außer sich zu sein!“ sagte Georg.

„Das bin ich auch“, rief v. Zühbig, indem er abwechselnd bald Georgine, bald Georg saunend und immer noch ungewiß anstarrte, „wahrhaftig, gnädige Frau — ich weiß in diesem Augenblicke nicht, ob ich auf dem Kopfe oder auf den Füßen stehe. Ich würde das Ganze auch nur für einen harmanten, feenhaften Traum halten, wenn Ihre beiden Persönlichkeiten, nicht nicht eines Besseren belehrten; — aber ich muß Sie schon früher einmal gesehen haben — wenn auch unter anderem, wahrscheinlich angenommenen Namen. Wenn nicht, haben Sie Beide

entweder Doppelgänger, oder es besteht eine Aehnlichkeit zwischen vier verschiedenen Personen in der Welt, die ich bis zu diesem Augenblicke nicht für möglich gehalten hätte.“

Georgine erstarrte leicht und sah ihren Gatten an. Georg's Brauen aber zogen sich finster zusammen, und kaum fähig, seine Fassung zu behalten, sagte er: „Es finden sich oft Aehnlichkeiten auf der Welt, Herr Baron, die uns im Anfange süßig machen — es giebt deren auch, die schmeichelhaft — andere, die es nicht sind. Das Beste ist, man läßt sich nicht von ihnen beirren, und nimmt das Leben, wie es sich eben bietet, ohne darüber nachzugrübeln.“

„Irgend ein anderer Mann, an des Barons Stelle, hätte sich vielleicht den ziemlich deutlichen Wink genügen lassen; Herr v. Zühbig aber, mit dem entzündeten Gefühl, für die Salons und deren Klatsch eine neue superbe Entdeckung gemacht zu haben, und von der Identität der vor ihm Stehenden dabei fest überzeugt, hörte, sah und verstand nichts weiter.“

„Wenn ich Ihnen nur gefehen dürfte, wie glücklich ich mich fühle, Ihnen hier in Ihrer reizenden Einsamkeit begegnet zu sein!“ fuhr er fort, als er sah, daß Georgine verlegen schwiß; „ich segne jetzt den Unfall mit meinem Wagen, der mich auf seiner postenben Stelle hätte auf's Trodene setzen können.“

„Und mit wem haben wir Aehnlichkeit, Herr Baron?“ sagte in diesem Augenblicke Georg's tiefe Stimme an seiner Seite.

„Mit wem?“ fuhr Herr v. Zühbig rasch und beinahe erschreckt herum und harrete seinen Wirth verblüfft an. Dessen Ruhe mochte ihn nämlich in seiner Entbedung wieder schwankend, und wenn er auch auf Georginens Gesicht mit gutem Gemüthe hätte schauen mögen, so war ihm das ihres Gatten doch keineswegs so sicher im Gedächtniß geblieben, darin jeden Irrthum außer Zweifel zu lassen.“

„Mit wem, Verehrtester? oh, mit — aber, hahaha — Sie wollen doch nicht etwa — Ihr Name...“

„Georg v. Genseln.“

„Von Genseln?“ — Georg? — oh gewiß — außer allem Zweifel. Ich bitte, mich um Gotteswillen nicht mißzuverstehen zu wollen. Der frühere Name war jedenfalls angenommen — ein Kunstname. Wir haben das ja bei der Bühne alle Tage, und ich — darf wohl mit Recht von mir sagen, daß ich selber mit zur Kunst gehöre.“

„Sie selber? wie versteht ich das?“ fragte Georg, dem der Fremde eben nicht wie ein Künstler vorzukommen mochte.

„Ich bin“, stellte sich der Herr v. Zühbig vor, „General-Intendant des * * * Hoftheaters, wo ich — wenn ich nicht jetzt an ein Wunder glauben soll — das Glück hatte, durch Sie beide in meine Etsache verwickelt zu werden. Sie — aber, bester Baron, machen Sie kein solch' ernsthaftes Gesicht — Sie bringen mich wirklich in — in Ungeheißer und — ich fange schon an, ganz confus zu reden — zur Verzweiflung.“

„Am * * * Hoftheater?“ sagte Georg, immer noch in der, wenn auch vergeblichen Hoffnung, den Fremden von seiner Beute für Thee- und Abend-Unterhaltung abzulenken.

„Bitte um Verzeihung — nicht im Hoftheater, sondern im — aber Sie wahrhaftig brauchen sich Ihrer Erfolge nicht zu schämen — gnädige Frau, was Sie auch immer bezogen haben konnte, auf eine Zeit Ihr enormes Talent dem Publikum zu widmen. In diesem Augenblicke...“

„Habe ich das Vergnügen, Ihnen in ihr meine Frau, Baronin v. Genseln, vorzustellen“, unterbrach ihn Georg kalt.

„Ungemein erfreut“, stotterte Herr v. Zühbig, der dabei nicht einmal wußte, was er sprach, „ungemein in der That — gnädige Frau, erlauben Sie mir, daß ich...“ er nahm ihre Hand und führte sie ehrsüchtig an die Lippen.

„Und jetzt, denke ich, wird ein Zühbig wohl bereit sein“, rief Georg wieder mit lebendigerem Tone, denn er wünschte, dieser fäulischen Auseinandersetzung ein Ende zu machen. „Der Baron wird nach seiner langen Fahrt und seinem Unfälle hungrig geworden sein. Hast Du bestellt, mein Kind, daß wir hier oben in Deinem Zimmer essen?“

„Ja, es ist Alles angeordnet und wird gleich gebracht werden“, sagte die Frau, die sich an der Verwirrung des Fremden ergötzte, ohne im Geringsten das Peinliche zu fühlen, das ihres Gatten Herz beengte; „aber bitte, Herr Baron, nehmen Sie doch Platz. Sie müssen sich ja nach der heutigen Anstrengung ermüdet fühlen.“

„Ja wohl — ich?“ — bitte um Verzeihung — mit dem größten Vergnügen“, sagte v. Zühbig vollkommen außer Fassung gebracht. Daß er sich den beiden Kunststreitern Monsieur Bertrand und Georgine gegenüberbe-

fund, darauf hätte er in dem einen Augenblicke den höchsten körperlichen Eid ablegen mögen, während er im andern durch Georg's erstes, abgemessenes Wesen fast wieder schwankend gemacht worden wäre. Dazu kam die veränderte Kleidung der Beiden, die andere, fremde Umgebung, und dann der Name — v. Genseln. Es gab ein Geschlecht v. Genseln — Herr v. Zühbig war viel zu sehr Edelmann, nicht den ganzen deutschen Adelskatalog im Kopfe zu haben, und war wirklich der Edelmann ein Kunststreiter oder der Kunststreiter ein Edelmann geworden, oder bestand zwischen vier sich einander gar nichts angehenden Personen eine solche frappante Aehnlichkeit — daß selber er — der General-Intendant des * * * Hoftheaters getäuscht werden konnte?

Herr v. Zühbig ließ sich auf das Sopha neben Georginen nieder, und sah dort wie auf Rabelen, bis ihn die Fragen der schönen Frau nach seiner Reife und dem heutigen Unfälle wieder zu sich selber brachten. Er erzählte jetzt, wie er Urlaub in * * * genommen, trotzdem daß seine Anwesenheit dort dringend nöthig sei, denn er fürchte, daß an dorthin Theater, selbst während seiner kurzen Abwesenheit, die größten Mißgriffe geschehen würden. Nothwendige Familiengeschäfte hatten ihn aber nach Norden gerufen, und er selber war nur der angenehmen Pflicht gefolgt, bei einer im Innern des Landes lebenden Schwester, der Gräfin Hofenbrul, Gvatter zu stehen. Von da kehrte er eben zurück — Herr v. Genseln konnte gewiß die in Westenburg ziemlich ausgebreitete Familie Hofenbrul — und während er im Anfange geglaubt habe, daß ihm sein böser Stern heute einen fatalen Aufenthalt zugeogen, finde er jetzt — und er setzte das mit seinem süßesten Lächeln hinzu —, daß es sein guter gewesen sei, dem er nicht genug danken könne. Einmal im Zuge, war auch seine Gefahr, daß Herr v. Zühbig ein anderes Thema berühren würde als sich selber, und als er das erschöpft zu haben schien, brachte ein einziges hingeworfenes Wort Georg's, das Theater berühren, ihn in eine neue Bahn, aus deren Geleisen er nicht mehr wich, bis das Essen heringebacht wurde.

Auf ein einladende Bewegung Georg's hatte Herr v. Zühbig eben der Dame des Hauses den Arm geboten, sie zu ihrem Stuhl zu führen, als Josephine in das Zimmer kam und sich gegen den Fremden verneigend sagte: „Mama, ich habe mein Musikbest hier liegen lassen!“

„Mademoiselle Josephine, beim Zeus!“ rief Herr v. Zühbig erstaunt aus.

Josephine sah staunend von ihm zu ihren Eltern, der finstere Blick des Vaters aber ließ sie die Scene rasch durchschauen, und wieder sich grazios verbeugend, geöffernahmen wie um für Renennung ihres Namens zu danken, errgriff sie das verzeihende Heft und verstand im nächsten Augenblicke aus dem Zimmer.

„Bitte, diesen Platz einzunehmen, Herr Baron“, sagte indessen Georgine, während der General-Intendant noch immer auf derselben Stelle stand und hinter dem jungen Mädchen wie hinter einer Erscheinung dreinlah.

„Entschuldigen Sie“, erwiderte der Herr v. Zühbig, und sein Bild streifte über die beiden Gatten. Wenn aber auch Georgine ihre volle Unbefangenheit gewahrt hatte — denn ihr selber machte es sogar Freude, die Erinnerung an sich und ihre Tochter so bewahrt zu sehen — konnte sich der Baron doch nicht gut über den finstern Ernst täuschen, der auf Monsieur Bertrand's Zügen lag. Zu viel Weltmann dabei, einen so argen Mißgriff zu begehen, als jeht noch einmal das Thema zu berühren, das, wie er süßlich mußte, seinem Wirthe wenigstens kein angenehmes war, erwähnte er der neuen Bekätigung, die er in seinem ersten Erkennen durch Josephinens Erscheinen gewonnen hatte, mit seinem Worte, und warf sich jetzt, vielleicht mit etwas nur zu großem Eifer, auf ein Gespräch über Aderbau und Viehzucht, das ihm vollkommen fern lag und von dem er kein Wort verstand.

Georg aber war ihm dennoch dafür dankbar und ging rasch darauf ein. Trodem herrschte ein Nichton in der Unterhaltung, die unter diesen Umständen nicht natürlich fließen konnte. Der eine Theil verschwieg etwas, von dem der andere schon zu viel Kenntniß erlangt hatte, um es ungeheßen zu machen, und wenn auch das Gespräch bald auf die Jagd, dann auf die Nachbarschaft und die Unterhaltung im Winter hinüberwechselte, ließ sich der heitere Ton darin nicht wiederfinden. Herr v. Zühbig schmehte deshalb die Zeit herbei, in der er sich auf sein eigenes Zimmer zurückziehen konnte, und Georg kam ihm darin unter dem Vorwande zuvor, den reisemüden Gast nicht zu lange die nöthige Ruhe und Bequemlichkeit entziehen zu lassen. Am nächsten Morgen beim Frühstück wollte man sich wieder treffen, und bis

dahin war auch der Wagen, wie sich Georg indessen schon hatte erkundigen lassen, wieder hergestellt, damit die Reize ungestört fortsetzen zu können.

So früh indessen Herr v. Zühbig an diesem Abend zu Bett gegangen war, so früh war er am nächsten Morgen wieder auf und — unten im Dorfe. Nicht aber um nur nach seinem Geschirre zu sehen — das würde er unter anderen Umständen allein seinem Kutscher oder Bedienten überlassen haben, — sondern in einer Sache, die für ihn weit größere Wichtigkeit hatte: über die Genseln'sche Familie nämlich soviel Nachrichten als möglich einzuziehen. Schon beim Schmied erfuhr er denn auch zu seinem unbegrenzten Erstaunen, daß das Gut Schildheim der Familie Genseln gehöre und Herr v. Genseln nur der neue Pächter sei, der mit dem Grafen v. Genseln vor noch nicht sehr langer Zeit hier eingetroffen wäre. Weiter vermochte ihm aber der Schmied keine Auskunft zu geben, und eben so wenig der Wagenmacher, das ausgenommen, daß der „gnädige Herr“ noch außer seiner Tochter den Vater seiner Frau und einen Anaben, einen Neffen oder Betler, bei sich habe. So viel einmal erkundschafft, gelüftete es Herrn v. Zühbig jetzt außerordentlich, noch mehr zu erfahren, denn daß die Residenz bei solcher Reuigkeit auch die kleinsten Details von ihm verlangen würde, verstand sich wohl von selbst; aber es gelang ihm nicht. Selbst der Wirth, der, als er den Stern betrat, nach durchschwärmter Nacht eben sein Bett verlassen hatte und ihn gähnend in Pantoffeln und Schlafpelz mitten im Hausflur begrüßte, wußte keine nähere Auskunft, und Herr v. Zühbig hätte auch mit Veranügen — trotz seiner dringenden Geschäfte, zu Hause — einen Tag in Schildheim zugebracht, seine Chronique scandaleuse zu vervollständigen, wenn ihm nur, dem Baron v. Genseln gegenüber, der geringste haltbare Grund dafür eingefallen wäre. Das ging jedoch nicht an; der Wagen war leider fix und fertig; sein Diener hatte das Gepäck schon vom Gute heruntergebracht und eben begonnen, es wieder aufzuladen, und er mußte sogar eilen, daß er zu der bestimmten Zeit oben beim Frühstück eintraf.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Rechtschreibung.

Der unlängst verstorbene frühere Direktor des Gymnasiums in Hersfeld, Geh. R.-R. Prof. Dr. Konrad Duden, war sicherlich einer der meistgenannten Schulmänner in den Ländern deutscher Zunge. Sein Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, kurz der große Duden genannt, fehlt seit Jahren in keiner Druckerei, überhaupt kaum in einem Betrieb, in dem viel geschrieben wurde. Seit der kleine Duden beilebte fünf Jahrzehnten in Deutschland den Schüler von der Serta aufwärts bis zu den Wirthen der Prima. Dabei war Duden gar nicht, wie vielfach angenommen wird, der Schöpfer der neuen Orthographie. Er war lediglich Theilnehmer an der grundlegenden Konferenz, die auf Veranlassung des preussischen Kultusministers Dr. Falk im Jahre 1876 eine Reihe von Sprachgelehrten und Schulmännern zur Festlegung einheitlichen Grundzüge für die Orthographie vereinte.

Auf dieser Konferenz, handelte es sich zunächst um eine Prüfung der von dem bekannten Germanisten Rudolf von Raumer gemachten Vorschläge, die jedoch von der Mehrheit der Konferenzteilnehmer abgelehnt wurden. Aber auch Dudens Vorschläge fanden keine Mehrheit, da sie mit ihrer radikalen Abschaffung des Dehnungs-H den meisten viel zu weit gingen. Die Orthographie, auf die man sich schließlich einigte, war ein Kompromiß, mit dem auch Duden selbst angefaßt der Unmöglichkeit, mehr zu erreichen, sich einverstanden erklärte. Durch Erlaß des Ministers Viktor v. Buttamer vom Jahre 1880 kam dann die neue Orthographie offiziell zur Einführung, und sie wurde auch in Deisterreich zur gleichen Zeit übernommen.

Die Geschichte der deutschen Rechtschreibung ist natürlich unendlich älter; man kann sagen, daß sie mit dem schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache überhaupt beginnt. Eine einheitliche deutsche Rechtschreibung gab es im Mittelalter so wenig, wie eine einheitliche Aussprache.

Es gab vielmehr bestimmte orthographische Kreise, die von einigen wenigen Klosterschulen ausgingen. Von diesen war die St. Gallen-Schule für die altdeutsche Rechtschreibung die wichtigste. Neben der St. Gallen-Schule erlangte zur althochdeutschen Zeit besonders die rheinfränkische Rechtschreibung durch ihre Literatur einen größeren Einfluß, diese in Mittel-, jene in Oberdeutschland. Ein rituelles literarisches Zentrum mit mundartlicher Rechtschreibung hat für ganz

Niederdeutschland einen maßgebenden Einfluß erlangt, so lange Niederdeutsch überhaupt eine Literatursprache gewesen ist.

Die mittelhochdeutsche Literatur weist eine verhältnismäßig einheitlichere Rechtschreibung auf als die althochdeutsche, wenngleich sie in Wirklichkeit viel stärkere mundartliche Unterschiede zeigt als sie in unseren normierten mittelhochdeutschen Texten zu Tage treten. Diese Rechtschreibung setzt die althochdeutsche nur zum Theil fort. Zu seiner Zeit hat sich die deutsche Rechtschreibung, die einen fortwährenden nie ausgleichbaren Kampf zwischen der phonetischen und der historisch-schreibweise darstellt, so sehr dem Ideal einer phonetischen Rechtschreibung genähert, als im 12. und 13. Jahrhundert, der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Literatur. Hier war es besonders der Einfluß der Hohenstaufen, der der oberdeutschen, speziell schwäbischen Schreibweise eine weitere Geltung verschaffte.

Von einer gemeindeutschen Rechtschreibung kann eigentlich erst seit dem 15. Jahrhundert, genauer noch seit Luther gesprochen werden. Ihre Geschichte ist mit der neuhochdeutschen Schriftsprache untrennbar verbunden. Man fing damals eben auch dort, wo man „Zit“ und „Hus“ sprach, an, nach dem Vorbild Luthers „Zeit“ und „Haus“ zu schreiben; das Gefühl für Orthographie prägte sich also damals bereits aus. Die deutsche Rechtschreibung entspricht, ebenso wie die Schriftsprache, im wesentlichen der mittelhochdeutschen Sprechweise. Luthers Rechtschreibung, der übrigens daran selbst später manches geändert hat, blieb für die Folge vorbildlich, wenn auch im 17. Jahrhundert die Rechtschreibung, besonders durch eine unsinnige Häufung der Konsonanten, wieder stark verwildert. Der Grundlag der bedeutenden Grammatiker des 18. Jahrhunderts, wie Gottsched und Adelung, „Schreib, wie du sprichst“, hat sich nur in geringem Maße als durchführbar erwiesen, und die deutsche Rechtschreibung ist seit Luther immer mehr eine historische geworden.

Zur Zeit der höchsten Blüthe der deutschen Literatur, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, war die deutsche Rechtschreibung im wesentlichen fertiggestellt. Nur in einzelnen Punkten haben sie dann J. Chr. A. Seyse und andere in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch weiter gebildet. Bohmbach hat dann noch einmal Jakob Grimm gewirkt. Veranlaßt durch seine Werte auf dem Gebiet der deutschen Sprachgeschichte haben die deutschen Sprachgelehrten angefangen, auf eine radikalere Vereinfachung der Rechtschreibung nach phonetischen Grundzügen zu dringen. Auch die jüngsten Bestrebungen zur Beseitigung der Frakturchrift zu Gunsten der Antiqua, die vielfach mit der Tendenz einhergehen, auch die großen Anfangsbuchstaben zu beseitigen, gehören im Grunde genommen in das Gebiet der Rechtschreibung. Es ist aber kaum anzunehmen, daß diese Tendenzen in absehbarer Zeit die Oberhand erhalten, wie überhaupt weitere Vereinfachungen der gegenwärtigen Orthographie wohl auf lange Zeit hinaus keine Aussicht auf Einführung haben dürften. In dieser Hinsicht kann man wohl sagen, daß Duden, soweit das bei dieser Materie überhaupt möglich ist, ein fertiges Werk hinterlassen, und sein Name wird in der Geschichte der deutschen Rechtschreibung gewiß immer mit Ehren genannt werden.

Dr. Dotz, der New Yorker Quarantänearzt, kann, wie die Staatszeitung sagt, als Erfolg seiner Wirksamkeit die Thatfache aufweisen, daß er allen Seuchen den Weg zu Wasser verlegt hat. Noch mehr als das, selbst die Furcht vor solchen Seuchen hat er gebannt. Ein Pessifisch, bei dessen Rachen noch vor elischen Jahren, und zwar aus guten Gründen, eine Erregung die Bürgerwehr befahl, als ob feindliche Geschwader schon die Narrows und Fort Totten passirt hätten, verursacht heute keine Furcht mehr. Wohl ist man sich der Gefahren bewußt, die es mit sich führt, aber man ist sich auch bewußt, daß der Quarantänedienst den Aufgaben, die in solchen Fällen seiner wartens, gewachsen ist, bis dahin wenigstens gewachsen gewesen ist.

Einem Manne, der sich im Gedränge einer das Theater in San Francisco verlassenden Menschenmenge befand, wurde eine der langen Hutnadeln durch das Auge gestochen, die Nase und durch den Augapfel des anderen Auges gestochen und dann nannte ihn die Eigentümerin dieser Nadel einen rohen Menschen, weil er ihren Hut verdrückte. — Das scheint hart, aber entspricht den landläufigen Ansichten der holden Weltlichkeit über ihre und die Rechte des anderen Geschlechtes. Doch das erwähnte Beispiel ist nicht das einzige dafür, wie diese dolckähnlichen Hutnadeln angebracht haben, und alle Veruche, sie durch Verordnungen zu beseitigen, haben sich als nutzlos erwiesen.